

## Abbau der Großstadt

NSK Ein natürlich denkender Mensch ist sich stets seiner eigenen Grenzen und der seines Wertes bewußt. Der Liberalismus hat diese „Demmungen“ nie befreit. Bekannt ist, daß er annahm, die reine, einseitige Exportwirtschaft würde kein Ende nehmen, und nach der Ueberfüllung Europas und der Ueberfüllung glaubte viele immer noch an kein Ende der neuen Weltwirtschaftsideologie. Das Merkmal dieses Imperialismus war jeder Mangel an räumlichem Denken.

Dieser Fehler, der sich aus dem Fehlen der Verbundenheit mit dem Boden ergibt, unterließ auch jenen Schriftgelehrten und Strategen des liberalistischen Systems, die sich noch vor wenigen Jahren allen Ernstes mit dem Plan der Erweiterung der Reichshauptstadt auf 20 Millionen Einwohner beschäftigten. Auch diese Leute hatten jedes Gefühl für Natürlichkeit und Grenzbeschränkung verloren und sahen die unendliche Vergrößerung der großstädtischen Strukturstufen als Ziel der Entwicklung, also auch ihrer Politik.

Daß die Städte nichts anderes waren und sind, als die Städte des Volkstums, insbesondere des Germanentums, ist unantastlich erst durch den Nationalsozialismus dem deutschen Volk bewußt. Erst dadurch wurde dem ganzen Volk bewußt, daß mit dem weiteren Wachsen der Städte eine Gefahr für Reich und Volk kommen mußte, denn die Städte leben nur vom Ueberfluß der ländlichen Bevölkerung. Es kann dies nicht genug betont werden, und als besonders wichtig erscheint hier der Nachweis von der Herkunft der großstädtischen Bevölkerung, wie er für die Großstadt München in dem vom Statistischen Amt der Stadt München herausgegebenen Werk „Die Quellen des Münchener Wirtschaftslebens“ enthalten ist. Es handelt sich hier nicht um irgendeine lokale Angelegenheit, vielmehr gelten diese Zahlen mehr oder minder für jede Großstadt, und deshalb ist die Untersuchung der Münchener Verhältnisse wichtig als typisches Beispiel für die vernichtende Bevölkerungspolitik des liberalistischen Systems. Die Bevölkerung Münchens am 1. Dezember 1910 kamme nur zu 34 v. D. von München selbst. Also nicht einmal die Hälfte der Einwohner kamme aus der Stadt. Aus dem sonstigen Bayern kamen 47,9 v. D., nämlich aus Oberbayern 11,9 v. D., aus Niederbayern 10,7 v. D., aus Schwaben 6,4 v. D., aus der Oberpfalz 7,2 v. D., aus Oberfranken 3,2 v. D., aus Mittelfranken 3,5 v. D., aus Unterfranken 2,0 v. D. und aus der Rheinpfalz 1,1 v. D. Von den 47,9 v. D., die aus dem sonstigen Bayern kamme, trafen 8,9 v. D. auf die unmittelbaren Städte, 30,0 v. D. aber auf die Bezirksämter. Gerade diese Zahl beweist die ungeheure Zuwanderung, die vom Lande her in die Großstädte vor sich geht. Im Jahre 1900 waren von den in München Anwesenden nur über ein Drittel, nämlich 31,1 v. D. in München geboren. 32,2 v. D. kamme aus dem sonstigen Bayern und 11,7 v. D. von außerhalb Bayerns.

Diese Zahlen sind typisch. Sie beweisen, daß das Wachstum der städtischen Bevölkerung vollständig abhängig ist von der Stärke des Zuwachs auswärtiger Bevölkerungselemente. So wie dies in der Großstadt München ist, ist es in jeder anderen Großstadt. Gerade die beiden letzten Jahrzehnte haben diese Entwicklung noch verstärkt und man muß in den Großstädten oft weit gehen, bis man jemand findet, der auch dort geboren ist. Man darf annehmen, daß nur etwas über ein Drittel der großstädtischen Bevölkerung „bodenständig“ ist.

## Banzerweifen hart gefragt

Gegen die Giftstoffe der Hygienien — Hochbetrieb in der Rüstungsschmiede — Mittelalterliche Modelle bevorzugt

Die zahlreichen, im Laufe der letzten Wochen erfolgten Ueberfälle von Hygienien im südafrikanischen Busch auf Europäer, die zu Expeditionen- und Geschäftszwecken in die Siedlungen der afrikanischen Urmenschen eindringen, haben zu einer sehr seltsamen Geschäftsbeziehung geführt. Der einzige noch in London lebende Schmied für mittelalterliche Rüstungen wird im Augenblick mit Bestellungen auf Banzerweifen der verschiedensten Konstruktionen überhäuft.

Zunächst ist festzustellen, daß die Giftstoffschäden seit einigen Monaten bedeutend aggressiver werden und auch Konflikte mit der Buschpolizei keineswegs seltener. Denn auch die Buschpolizei bei einem der letzten Zusammenstöße das Gegenstück gegen die Pfeile gefunden haben soll, vermögen die

Schützen dennoch die vordringende Polizei schnell am Vormarsch zu hindern, indem sie die Pferde mit Giftspießen spießen.

Sind Angriffe auf Polizeikolonnen dennoch verhältnismäßig selten, so drohen aber den einzelnen Reisenden derartige Gefahren in erhöhtem Maße. Ein Afrikaner, der bei dem Londoner Rüstungsschmied seine Stahlweife bestellte, erzählte über seine Erfahrungen mit den Hwergvölkern:

„Die Eingeborenen fühlen sich in jeder Weise bedrängt und geschädigt. Sie leben in jedem Weifen einen Todesfeind, den zu bekämpfen unter diesen Umständen ihr gutes Recht ist. Aber sie schließen nur in den Rücken, nicht in die Brust, nicht in den Leib. Offensichtlich in dem Bestreben, das Rückenmark durch einen glücklichen Schuß zu erreichen und so den Tod schnellstens herbeizuführen.“

Dementsprechend bestellte er eine Stahlweife mit einer doppelten Stärke auf dem Rücken, um so in jedem Falle gesichert zu sein. Um sich aber in den Rückenlagen nicht lächerlich zu machen, die er zu passieren hat, ließ er die Weife in eine Stoffweife einbauen.

Interessant dürfte in diesem Zusammenhang sein, daß die Kunden die mittelalterlichen Banzerweifen-Konstruktionen bevorzugten gegenüber den von der modernen Industrie gelieferten ähnlichen Banzerweifen. Nach ihrer Beobachtung ist die Waffenförmigkeit bei den mittelalterlichen Banzerweifen eine andere und sicher, weil sich eine Brallwirkung ergibt, die vielleicht für Angeln von geringerer Bedeutung, dagegen für Giftstoffe um so wichtiger ist.

Der Rüstungsschmied, der bisher nur für Theater arbeitete, hat sein Unternehmen für die nächsten Monate zur Erledigung dieser seltsamen Bestellungen erweitern müssen.

Banzerweifen werden gefragt! Banzerweifen gegen Giftspieße.

## Aus Welt und Leben

Ein Dorf aus der Steinzeit entdeckt. Baltische Forscher haben in der Gegend von Jalko (Lettland) ein Dorf entdeckt, dessen Ursprünge in das Steinzeitalter zurückzuführen. Man nimmt an, daß dieses Dorf im Jahre 5000 vor Christi Geburt entstanden ist. Die Untersuchung der Ausgrabungen zeigt, daß das Dorf von einer nordischen Rasse bewohnt war. Nicht weit von dieser Stelle sind die gleichen Forscher auf die Ueberreste von zwei slavischen Dörfern gestoßen, die um 800 nach Christi Geburt entstanden sein dürften. Die Ursprünge dieser Siedlungen dürften allerdings viel älter sein, denn man hat dort ein Grab gefunden, das in der Art der Steinzeitgräber aus riesigen Granitblöcken in Form eines gewaltigen Rahmens errichtet war.

## Rembrandt-Gemälde gestohlen und wieder gefunden

Ein aufsehenerregender Einbruch wurde in Stockholm begangen. Bei dem schwedischen Kunstsammler Ingenieur Rasch wurde eingebrochen und u. a. das Rembrandt-Gemälde „Jeremias besichtigt den Untergang von Jerusalem“ gestohlen, das allein einen Wert von 400.000 Kronen darstellt. Das Gemälde wurde aus dem Rahmen herausgeschnitten. Ingenieur Rasch war während des Einbruchs zu Hause und schlief. Die Furcht vor dem Dieb ging so weit, daß sie in sein Schlafzimmer eindringen und aus den Schließern neben dem Bett Juwelen mitnahmen, ohne daß er erwachte. Schon einen Tag später wurde der Dieb gefaßt.

Mit der Verhaftung des deutschen GemäldeDiebes Blach hat die schwedische Polizei einen besonders guten Fang gemacht. Man vermutet, daß er einer internationalen Verbrecherorganisation angehört, die sich auf GemäldeDiebstahl spezialisiert und u. a. in Köln, Warschau, Sofia und anderen Städten sensationelle Einbrüche dieser Art verübt hat. Das Gemälde wurde am Mittwoch unter einem Reichshäufchen im Walde wieder gefunden. Blach gab nach längerem Beugnen selbst das Bekenntnis an. Die von den deutschen Behörden angeforderten Angaben über Blach sind noch nicht in Stockholm eingetroffen. Es ist möglich, daß er einen falschen Paß führt und in Wirklichkeit ganz anders heißt. Eine Belohnung von mehreren tausend Kronen wird voraussichtlich einem Stockholmer Laufjungen ausgesetzt werden, der eines der Verstecke Blachs auffindig machte und damit die Spur auf den Dieb lenkte.

## Das Menschenkind Donald — die Schimpanse Gua

Ein Professorenkind und ein Schimpansenbaby wuchsen zusammen auf — Mit 16 Monaten so klug wie ein Mensch — Aber Affe bleibt Affe

Unter Anleitung an ein früheres, aber nur bis zum 8. Monat durchgeführtes Experiment gleichen Charakters, hat Prof. W. R. Kellogg von der Indiana-Universität in Indiana, völlig einen ähnlichen Versuch bis zum 16. Monat ausgedehnt und dabei wichtige Feststellungen über die Parallelenentwicklung der Geisteskraft bei einem Schimpansen und einem Menschen getroffen. Donald, der eigene Sohn des Professors, und Gua, ein kleines Schimpansenmädchen, wurden die Versuchsubjekte. Das grundlegende Resultat ist, daß mit 16 Monaten der Affe geistig dem Menschenkind jedenfalls gleich ist. Dann folgt die große Scheidung und die radikale Entwicklung in verschiedenen Richtungen.

Gua und Donald wurden in genau der gleichen Art und Weise gefüttert, zu Bett gebracht, ernährt, gepflegt, gebadet. Sie lernten die „Mut“ auf der Wiege gleichzeitig kennen, spielten zusammen im Sand.

Man begann bei beiden auch zur gleichen Zeit mit der Höflichkeitserziehung. Schließlich erkannte man, daß die Bedeutung dieser Versuche weniger im direkten Vergleich zu suchen ist, als vielmehr in der vorzeitigen Entwicklung von Eigenschaften. Das ergab sich am klarsten, als man mit dem Sprechen begann. Hier war Gua bei weitem überlegen. Mit 16 Monaten verstand Gua ganz einwandfrei 68 Wörter und Sätze. Wenn man Gua vor eine Schaltung setzte und zu ihm sagte, „Drück diesen oder jenen Knopf!“, dann geschah das sofort und immer richtig. Und wenn man ihn reizte: „Ich nehme dir jetzt deinen Bauhaus weg!“, dann raste Gua mit dem Bauhaus davon.

Donald stand diesen Sätzen und Wörtern vollkommen verständnislos gegenüber. Er hatte es zwar bis auf 39 Einzelwörter gebracht und konnte die Laute erst zwei Monate später aufhören.

Gua legte Wert darauf, immer schön das Schürchen vor dem Essen vorgebunden zu bekommen. Gua ist auch viel manierlicher mit dem Löffel und bediente sich so herum. Gua lernte auch schneller, die einzelnen Geräusche unterscheiden. Der Affe „ahnte“ auch, wenn irgend etwas giftig war. Bei den üblichen Intelligenzproben lag Gua weit voran.

Er verlangte nach dem 16. Monat. Als Donald leichter zu sprechen begann, während sich bei ihm die Intelligenzgebilde entwickelten. Aber Gua war aufmerksamer. Wenn jemand dem Professor etwas zuleide tun wollte, dann ging er auf den Angreifer wütend los. Wenn Fremde an der Tür läuteten, verfolgte sie Gua andauernd sehr mißtrauisch und gab acht, daß sie auch ruhig und gefittet durchs Haus gingen. Wenn niemand zu Hause war, war es für einen Fremden unmöglich, in das Haus zu gelangen. Gua bildete die treue Wache, während Donald verängstigt losbrüllte.

Die Ergebnisse dieser ganzen Versuchsstufe laßt Professor Kellogg nach 16monatiger Beobachtungszeit und drei weiteren Monaten genauer Ueberwachung im folgenden Satz zusammen: „Es hat sich gezeigt, daß unter günstigen Umständen das tierische Wesen sich aus sich selbst heraus außerordentlich entwickeln kann.“

Eine Menschenähnlichkeit ist jedoch nicht zu ermitteln gewesen. Der Schimpansen lebte in seiner eigenen Entwicklungsrichtung, die zeitweise mit der des Kindes parallel gefaßt wurde. Er lernte schneller, reiste schneller und wurde dann eben ein — Affe, während Donald ein Menschenkind war und blieb. Ein wenig langsamer, dafür aber um so dauerhafter...

## Humor

Millionär: „Was Sie wollen meine Tochter heiraten? Aber sie ist doch noch ein Kind!“ — „Ich weiß. Aber ich dachte, ich komme lieber etwas früher, damit ich später nicht so ins Gedränge gerate.“

He-Dialog. Sie: „Du machst Dir ja mehr aus Deiner Pfeife als aus mir!“ — Er: „Die Pfeife hat jedenfalls den Vorteil, daß man das Mundstück abschrauben kann, wenn sie bitter wird!“

Sie setzte sich wieder. „Brand hier, hinter Potsdam!“ „Nein — reiner Zufall!“ witterte Ehrburger. „Das heißt, auch nicht das mal. Er hat unsere Spur in der Pölowstraße verloren. Aus der Gegend laufen zwei Straßen nach Potsdam. Zuerst ist er den Kurfürstendamm abgefahren. Als er uns dort nicht sah, wird er nach Grunewald, Schmaragdort abgedrosen sein, zurück nach Schneberg-Friedenau. Wo wir ihn sehen sehen und er sich erfindigt. Und dann muß er wieder hinter uns herangehen. Auf der kürzeren Straße. Der Kerl ist ein Spürhund. Daß wir ihm wahrscheinlich nach Potsdam entwichen, hat er von vornherein vermutet. War ja auch nahelegend.“

Soll das ein Scherz sein? „Was machen wir oder nun?“ boorte Ruth. Sie war wieder nervös und schraubte mit Egon ungeduldig das Rad fest.

Ehrburger packte das Werkzeug zusammen. „Zurück nach Potsdam — dann rechts ab, über Veelin, Freundrieden — die Straße nach Pölow, und weiter nach München. Ich habe Puff, Starnberger Rentner zu essen!“ Ruth lachte erleichtert, als er wieder einstieg. „Also, mein Kompliment, Junae! Die du Brandt vorhin eine Nase gedreht hast! Du bist der geborene —“ Sie sprach nicht weiter. Er schien nicht zu merken, wie sie plötzlich stockte und glühend rot wurde. Mit hartem Blick starrte er vor sich ins Dunkel und ließ den Motor an...

Nachdem Geheimrat v. Schleicher über eine halbe Stunde vor dem Theater auf Ruth Schauenberg vergeblich gewartet hatte, hielt es ihn nicht mehr länger im Auto. Er stieg mißmutig aus und ging selbst ins Gebäude, um Ruth abzuholen. Er rechnete immer noch mit der Möglichkeit, daß sie ihn mißverstanden haben könne und vielleicht in ihrer Garderobe noch auf ihn warte.

Seine Hoffnung wurde enttäuscht. Der Beleuchtungsmann, der als letzter die Treppe herunterkam, hatte selbst gesehen, wie Ruth gleich nach der Vorstellung durch den hinteren Ausgang das Theater verließ. (Fortsetzung folgt.)

## Jeder ist verdächtig!

Rätsel um den Tod des Malers von der Stroat von Reinhold Eichacker.

Forschung Nachdruck verboten

„Spürst du denn keine Bunde?“ Sie schüttelte den Kopf, gleichgültig, wie halb im Schlummer. „Ah — wieso denn? Keine Spur.“ Sie versuchte zu lächeln.

Egon preschte sie an sich, neu belebt, allsächlich, flammend. Er bedeckte die schmutzige Haube mit Küffen.

„Gott sei Dank!“ lautete er. „Es ist eine Scheintodpistole gewesen, die dich nur betäubte.“

„Möglich“, nickte sie matt und griff mechanisch nach dem Steuer.

Der Journalist faßte sie um beide Schultern und zog sie vor sich nach dem anderen Sitz hin. Er nahm ihren Platz ein.

„Jetzt fahre ich“, lautete er erlöst und wackelte sie wie ein Kind in die Dede. „Schlaf, bis ich dich wecke!“

Wie ein befreites Tier sprang der Wagen erneut in den Lichtschein...

Zweimal schlug die Uhr, als sie Potsdam erreichten. Ruth hatte sich von dem Schreden erholt; nur ein fader Geschwind lag ihr noch auf den Lippen. Erst jetzt wurde ihr langsam bewußt, welcher Gefahr sie entronnen war. Wenn es ein Bromwing gewesen wäre?

Sie schüttelte heimlich.

Mit einer stummen Jäzlichkeit sah sie nach dem Manne neben ihr, der das Steuerrod festhielt.

Was er wohl getan hätte, wenn sie tot gewesen —? Sie träumte zum Himmel, während sie die Straßen Potsdams durchstrafte. Die Stadt lag wie ausgestorben. Der Schall des Motors fing sich an toten Wänden. Es machte müde, so lange in die Sterne zu blinzeln. Sie schloß beide Augen...

Mit einem Ruck fuhr sie hoch. „Was ist los?“

Egon Ehrburger fluchte. „Pannal Rechter Hinterreifen kaputt!“

Er nahm die Rändung fort und stieg aus dem Wagen. Es war plözlich still ringsum, bedrückend einsam.

„Soll ich helfen?“ fragte sie leise.

„Nicht nötig. Hoffentlich ist alles Werkzeug da, das ich brauche!“

„Born im Rasten.“

Er schloß die Hände zusammen und suchte den Schlüssel.

„Jetzt fehlt nur noch, daß uns Brandt so erwischt, wenn wir uns nicht eilieren können. Dann sind wir gekesselt.“

Sie bräute die Dede ein wenig zurück und beugte sich zu ihm, als er das Rad löste.

„Nähst du das denn noch für möglich?“

Der Lichtschein des nahenden Autos glitt näher und näher, trieb über die Straße, trat auf ihren Panen. Der Klang des Motorlärmes veränderte sich, wurde leiser und leiser.

Ruth hörte zwei Stimmen — hert, laut, drohend. Dann ein Schreien, ein schartendes Bremsen. Und nun Brandts scharfe Frage:

„Woan Sie schon lange hier? Ist hier ein Auto vorbeigekommen: Radiolett — weißer Wagen?“

Dann Caons Stimme, dicht unter dem Fogen — ein wenig verändert, als hätte er irgendein Werkzeug im Munde:

„Weißer Wagen —? Ne — ja — doch, vor ein paar Minuten... Fahrtsinnig schnell — Richtung Werder.“

Ruths Herz klopfte schmerzhaft. Sie biß in die Dede. Was würde jetzt kommen? Da sprang neben ihr hart der fremde Motor an, verlor sich nach vorn — war nur noch ein Taden, ein herbendes Echo.

„Kannst wieder herauskommen!“ hörte sie Caon jaenen. Seine Hand zog die Dede fort, die sie verdeckte. Sein lachender Mund tauchte dicht vor ihr auf.

„Das hat noch mal gut geangenen!“ sagte er aufatmend. „Donner ja — den Augenblick werd' ich nicht so bald vergessen!“

„Wie war das nur möglich?“ staunte sie immer noch.





# Die SA erobert Berlin

Ein Tatsachenbericht von den Kämpfen der NSDAP um die Reichshauptstadt von Wilfrid Bade.

Copyright 1933 by Verlag Ernst & Sohn G. m. b. H., München

„Haut dir die Brocken um die Presse. In vier Stunden ist der Angriff. In vier Stunden gehts los. Denn mußt raus aus deinem Loch. Ob du wiederkommst, weißt nicht, ist dir auch ganz egal. Rann sein, kann nicht sein, daß du wiederkommst. Aber du rausgehst, du weißt ganz genau. Und du weißt jeder. Rannst du mir nun sagen, warum du rausgehst und nicht hoden in deinem Loch bleibst?“

Karl Schwoigt.  
Und der Unteroffizier Schulz erklärt ihm die Riste: „Weil du weißt, was los ist. Weil du weißt, daß es sein muß. Weil du weißt, daß die Sache einen bestimmten Sinn hat. Und weil du dir ganz klar darüber bist, daß einer für alle ist und alle für einen. Und genau so ist es mit heut junut.“

Sie gehen aufmerksam die ganze Umgebung der Pharus-Säle ab. Sie begegnen anderen SA-Männern, aber sie kennen sich offiziell nicht.

Und sie wissen alle beide, worauf sie zu achten haben.

„Drei Steinhausen links“, sagt Karl einmal und notiert sich heimlich dieses Rummationsdepot.

„Blumentöpfe ohne Blumen im Schhaus dort!“, meldet Schulz und Karl notiert sich auch das.

„Anerke links“, sagt Schindler, „schmalen Eingang daneben. Hier dir man der kleine Vokal. Alles Feldschlöchen heißt es, steht drüber. Wenn du türmen mußt, ja nicht dazum. Jo nicht für dich.“

Vor dem „Alten Feldschlöchen“ lungert ein blutjunger, fetter Bursche herum, der eine kalte Zigarette an der Unterlippe stecken hat. Er und zu wiegt er sich ein wenig in den Hüften, schiebt die blaue Schirmmütze aus der Stirn, daß ihm das lange schwarze Haar beinahe auf die Nase fällt. Jetzt streift er die beiden SA-Männer mit einem lächeligen Blick und dann dreht er sich um und legt einige halbblaue Worte zur offenen Tür hinein, dreht sich wieder zur Straße.

„Das an!“ murmelt Karl.

Der junge Bursche legt sich phlegmatisch in Bewegung und schlendert zu den beiden her. Hinter seinen schwereren Augenlidern liegen Träne und lächelnde Pupillen. „Wollt ihr in die Gegend, was?“ sagt er und bewegt vor Faulheit kaum die Lippen dabei.

Aber Karl weiß, was er von dieser anscheinenden Faulheit zu halten hat.

Und der Arbeiter Schulz weiß es beinahe noch besser. Diese Typen kennt er mehr als genug.

„Werd nicht mehr lange fremd hier sein“, sagt Schulz, „ha ne Braut hier. Beste in Zimmer!“

„Aha, und der?“ Der Bursche, die Hände in den Taschen, zeigt mit dem letzten Rinn auf Karl.

„Der geht mit Suchen.“

Sie bekommen noch einen trüben Blick zugeordnet, dann bleibt der Kerl zurück, aber dann und wann dreht er noch den Kopf zu ihnen herüber. Jetzt tritt er zu einer Gruppe, die vor dem „Alten Feldschlöchen“ steht.

In diesem Augenblick biegt Schulz rechtwinklig beim nächsten besten Hauseingang ab, pinchert mit Karl bergnüt über drei Hübe, macht links um und sie kommen in der Beifelder Straße wieder gemächlich zum Vorchein.

„Siehste“, sagte Schulz zufrieden.

Es ist erst vier Uhr am Nachmittag, aber die Strohen in dieser Gegend sind schon voller Menschen. Sie stehen zumeist noch mäßig herum, sammeln sich in Gruppen vor den Schaufenstern, stehen vor den Hauseingängen oder dummeln auf und ab.

Eine merkwürdige Hitze dampft in diesen Straßen, eine Hitze, die nicht von der Sonne kommt und nicht aus der Luft.

Um fünf Uhr beginnen die Menschenmassen sich langsam und stetig den Pharus-Sälen zu nähern.

Um halb sechs brummt das Gebäude wie ein ungeheurer Bienenschwarm und in die Eingänge hinein quetschen sich ununterbrochen Menschen.

Um sechs Uhr sind die Pharus-Säle überfüllt.

Um sieben Uhr werden sie polizeilich gesperrt.

Schulz und Schindler haben sich in der Nähe des Podiums aufgestellt. Sie bleiben stur an einer Tischreihe stehen und sie wissen, warum sie da so stur stehen bleiben wollen. Auf dem Tisch haben sie sich, ohne sich erst miteinander zu verständigen, ein Duzend Biergläser paratgestellt.

Es ist treibhausartig im Saal, daß man kaum atmen und sich kaum bewegen kann, ohne in Schweiß auszubrechen. Es ist unmöglich, die ganze Länge des Raumes zu überblicken, denn die hintersten Ecken sind vollkommen von dicken Wägen vernebelt.

Schulz und Schindler sehen gelassen in den lauten Trübel. Sie brauchen gar nicht lange zu rechnen. Nach wenigen Minuten haben sie festgestellt, daß zwei Drittel aller Anwesenden der Kommune angehören. Das macht den beiden weiter keine grauen Haare.

Die Kommune trinkt. Ketten von leeren Biergläsern werden auf allen Tischen sichtbar. Die Kommune trinkt. Nicht, weil sie einen unlöschbaren Durst hätte. Sie trinkt, um leere Biergläser zu bekommen. Und die beiden SA-Männer sehen das wohl.

Randmal kreischt eine große Frauenstimme auf. Manchmal geht ein Stollen an den Wänden entlang. Aus dem Krater von Menschen in der Mitte ertönt ein ununterbrochenes Stimmengewirr. Wie die Brandung eines Meeres wogt der Lärm auf und nieder, wird leiser und wieder lauter.

Die Pharus-Säle, ja in dieser Stunde nichts anderes, als ein einziger, überheizter Kessel von Menschenleibern und jeder Menschenleib ist wieder ein überhitztes Gefäß von Leidenchaften.

In diesem Augenblick, da Schulz das alles mit wenigen Werten umfaßt, ist er stolz, wie noch niemals in diesen Tagen, daß er ein SA-Mann ist. Denn er sieht sich nach seinen Kameraden von der SA um.

Die SA steht eifern und toll.

Die Gesichter dieser Männer bleiben unbeweglich. Und diese Unbeweglichkeit ist wahrhaftig keine militärische Pose, sondern nur ein Ausdruck von furchtbarem Ernst. Sie wissen, in welchen verhängnisvollen Dschungel sie sich gewagt haben und sie sind entschlossen, sich nicht irren machen zu lassen. Keiner von ihnen ist sicher, ob er nicht am Abend dieses Tages in irgend einem Krankenhaus erwachen oder auch nicht erwachen wird.

Darüber aber machen sie sich wenig Gedanken. Sie haben den Gewehrer zu schätzen, diesen Doktor, der tollkühn den boshaftesten, grausamsten und niederträchtigsten Feind im Genick packen will.

Kalt und eifern steht die SA.

Gegen acht Uhr huschert ein sehr unelegantes, sehr altertümliches Auto die Müllerstraße entlang. In der Nähe der Pharus-Säle muß es ganz langsam fahren, weil dicke Menschenwürme die Straße füllen. Es beginnt leise zu regnen.

Vor den Sälen steht eine Menschenmauer und in ununterbrochenen Sprechschreien donnert es aus diesen Mauern:

„Rot Front  
Schlägt die Faschisten  
zu Brei — zu Brei — zu Brei.“

In schaurigem Echo hallt dieser Schlächtruf von den Häuserwänden wider.

Das Gesicht des Doktors im Wagen ist schmal, die Haut liegt merkwürdig gespannt über den Wadenknochen, die Lippen sind ganz leicht spöttisch gekräuselt und dem SA-Führer, der sich jetzt durch die dichten Gruppen mühselig einen Weg bahnt, brennen zwei dunkle Augen entgegen.

„Pharus-Säle seit einer Stunde polizeilich gesperrt!“ meldet der Diensthabende. „Zwei Drittel Rotfront. Ganz dicke Luft!“

„Danke!“ jagt Goebbels.

Als er den Saal betritt, bricht beinahe die Decke herunter und der Wände plagen auseinander, so helllich ist das Gebrüll, das ihn empfängt. Sofort, kaum ist der Doktor im Saal, stürzt sich ein Kerl auf ihn, aber er wird von den nächsten Fäusten eines Rotfrontführers ironisch zurückgehalten.

„Sagste, ladste, mein Junge“, grinst der Rotfrontmann und schreißt den Jungen hinter sich, „erst mal einlaffen. Wollen uns den Alken erst mal bestelen, bevor wir ihn uffn Arm nehmen.“

Der Doktor sieht den Mann kühl an und geht weiter. Er muß ihm vorkommen, als ob die dreitausend Menschen, die den Saal füllen, überhaupt nur aus Rotfront beständen. Menschentrauben toben ihm entgegen. Verzerrte Gesichter links und rechts, Haß, Haß, Haß.

„Adlgrößenjunge!“  
„Arbeitermörder!“  
„Bluthund!“  
„Faschistenhosein!“  
„Drediger Lump!“  
„Komm nur mal ran!“  
„Zerkümmel doch den Hund!“  
„Nieder, nieder, nieder!“  
„Heil Moskaut! Heil Moskaut!“  
„Gaut ihm die Presse kaputt!“  
„Schlägt ihn doch in die Schwanze!“  
„Schmutziger Zuhälter!“  
„Hausfünge, verdammter!“

Der SA-Mann Schulz steht eifern und toll, wie alle seine Kameraden, inmitten dieses ausgebrochenen Vulkan von Wut und Haß. Er denkt in diesem Augenblick ganz merkwürdige und beinahe sanfter Dinge. Er denkt, wie es einem Menschen jenseit sein muß, über den Häbel und Fäßer von Unflätig-

keiten ausgejagt werden. Einen einfachen Mann, denkt er, macht das vielleicht weiter nichts aus, aber dieser kleine Doktor, ein Mensch von Bildung und Format, ein Mensch voll Empfindung und Phantasie, geschult in Wissenschaften, mit einem sorgfältig geschliffenen Gehirn, einer, der so aussieht, als ob er den harten und groben und rücksichtslosen Widerständen des Daseins nicht ganz gewachsen wäre.

So denkt der Arbeiter Schulz beinahe gärtlich und beforgt, aber dann reißt ihn ein anderer Orkan aus seinen Gedanken.

Die SA steht nicht mehr eifern und toll. Aus der SA schießt eine rasende, himmelhohe Fontäne und schleudert alles andere zur Seite, ein Tornado aus allen Ecken und Winkeln.

„Heil Hitler!“

„Heil Hitler!“

„Heil Hitler!“

Kreischende Sturzbrüche von Gebrüll fallen über diesen Ruf her und versuchen, ihn wegzuschwemmen. Manchmal scheint es, als ob es gelingen würde, aber wieder und wieder hört Schulz durch den Sturm die Rufe der SA, brausen und er selber schreit sich die Kehle wund.

Der ganze Raum gleicht einem Raum voller Lobfächtiger. Und in diesem Irrenhaus versucht jetzt der SA-Führer, der die Versammlung leitet, Ruhe zu schaffen und die Versammlung zu eröffnen.

Es ist unmöglich.

Als er die Hand hebt, brüllt ihm ein tausendstimmiges höhnisches Gelächter entgegen.

Der Doktor sieht beinahe nachdenklich in diese bestehende Menschenlandchaft.

Karl und Schulz scheinen auf einmal magerer Gesichter bekommen zu haben, es sind die Gesichter von Männern, die zum Sturm antreten und die alles hinter sich lassen, was sie noch an Empfindungen bewegen könnte. Es gibt jetzt keine Empfindungen mehr.

Ein baumlanger SA-Mann geht an ihnen vorbei, streift sie mit einem kalten Blick.

„Gleich gehts los!“ jagt er heiser und seine Augen funkeln, er nickt ihnen zu, als ob er sie anzuwandern wollte, dann klettert er aufs Podium hinauf.

Je lauter das Hagelwetter im Saale tobt, desto leiser sprechen die auf dem Podium und desto aufmerksamer beobachten sie den Raum.

Der lange SA-Mann ist hinter den Doktor getreten und klopft ihm ins Ohr: „Doktor, wenn der Schief geht, sin wir erledigt.“

„Und wenns gut geht“, antwortete der Doktor beinahe heiter, „dann haben wir's für immer geschafft.“

Unten im Saal ändert die Kommune ihre Taktik. Es ist nicht gerade stiller geworden, aber das Geräusch der Stimmen ist gleichförmiger und nicht mehr so ungeheuer aufreizend, man versteht einzelne Rufe.

Und jetzt zeigt sich ihre Taktik:

Sobald der Versammlungsleiter zum Sprechen ansieht, erhebt sich irgendwo im Saal ein Kerl und brüllt: „Zur Geschäftsordnung!“

Und die Kommune brüllt aus tausend Rehlen mit: „Zur Geschäftsordnung!“

Einmal dreht sich Schulz, wie von Tarenteln gestochen, auf dem Absatz herum, jemand hat nicht hinter ihm diesen blödsinnigen Zwischenschrei gemacht und er laßt den Burschen ins Auge. Sticht Karl in die Rippen. „Du, den kenn ich doch!“

„Feldschlöchen!“ erwidert Karl.

Schulz geht eine Vogenlampe auf. Natürlich! Das war der letzte Rehmurm, der sie angesprochen hatte. Er kneipt die Augen zu und merkt sich den Jungen.

Und dann wenden Schulz und Karl ihre Augen nicht mehr vom Podium. Dort scheint etwas vorzugehen. Etwas Trobendes liegt über dem kleinen Doktor und seinen Begleitern. Sie stehen jetzt vollkommen bewegungslos und sehen schweigend und hart in den Saal hinunter, als ob sie etwas dort suchen würden.

Und dann geschieht etwas Unlaßbares, daß Schulz sich auf die Rippen beißen muß, um nicht anzubrüllen.

Der Doktor Goebbels hat sich plötzlich vorgebeugt. Und der SA-Führer hat leicht die Hand gehohrt.

Und dann sieht Schulz, daß die SA-Männer, in Uniform und Armbinde, bewegen, schweigend und austredt, kalt und ernst, mitten in die Höhe hineingehen, in diese brüllende, leuchtende, heulende Höhe. Sie bahnen sich, als ob sie durchbare Maschinen wären, einen Weg durch die tobende Menge und dann legen sie einen der Hauptschreier von seinem Stuhl herunter, schleifen ihn durch den Saal und bevor jemand überhaupt versteht, was da vor sich geht, steht

der Schreier totentbläht und ätternd auf dem Podium.

Wie in einem einzigen Herzschlag wissen Schulz und Karl in derselben Sekunde, was sich jetzt ereignen wird.

Und es ereignet sich.

Die Kommune, die einen Augenblick erschlagen und erstarrt in vollkommenem Schrecken saß, explodiert.

„Kopp weg!“ brüllt Karl und im selben Augenblick zersplittert hinter ihnen das erste Bierglas an der Wand. Sie sehen noch, wie sich der festgenommene Schreier vom Podium herunter zurück in die Menge stürzt und dann...

Und dann beginnt die Saalkschlacht.

Mit einem Schlag ist der ganze Saal ein einziges Inferno. Dreitausend Menschen schlagen und brüllen aufeinander los. Durch den Hauch wirbeln und blihen Biergläser und zerschellen irgendwo, auf einem Tisch, an einer Wand, in einem Gesicht. Ein Regen von Scherben prasselt überall herunter. Stühle werden unter wahnsinnigem Geheul zerbrochen, Stuhlbeine werden geschwungen und dann hört man die ersten entsetzlichen Schreie der Verletzten.

In der Mitte des Saales hat sich eine Art Rotfrontgarde gebildet, dort stehen sie dicht zusammen, auf Stühlen und Tischen und von dorther legen sie ganze Salven von Biergläsern auf die Tribüne, ein Regen aus scharfen Glasplittern saust auf die SA und den kleinen Doktor.

Die Lampen zersplittern, Flaschen sind herbeigeschafft worden und wirbeln über die Köpfe, Kessel durchschneiden die Luft, Gläser bersten und Menschen sinken zusammen, krümmen sich am Boden, werden niedergetrampelt, juchzen jammernd zu entfliehen.

Die Schlacht wird apokalyptisch. Sie haben Messer und Gabel erwischt und gehen aufeinander los. Sie haben Tischblätter gefunden und versuchen sich damit zu erwürgen.

Das ununterbrochene Brüllen, Schreien, Rufen, Schluchzen, Weinen und Heulen und Jammer und Fluchen und Reuchen ist so furchtbar, daß es zu einem einzigen, gemammelten, zusammengeballten Schrei geworden ist, darinnen man den einzelnen Laut nicht mehr unterscheiden kann.

Die Kommune ist zur rasenden Bestie geworden und die Sache Adolf Hitlers scheint verloren.

Der Angriff hat mit solcher Wucht eingeleitet und wird mit solcher beispiellosen Erbitterung geführt, daß das Häuflein Nationalsozialisten von dieser Woge einfach weggespült werden zu sein scheint.

Aber wenn man von einem heiligen Willen des fernsten Führers sprechen kann, so kam jetzt der heilige Wille des fernsten Führers über die SA und über jeden Parteigenossen im Raum.

Als ob plötzlich ein unhörbarer Befehl gegeben worden sei, als ob plötzlich eine unsichtbare Fahne entrollt worden sei, als ob plötzlich ein Signal einhergejungen käme, so sieht man jetzt eine beispiellose Wendung.

Die Nazis haben sich zum Sturm erhoben. Ihre Arme arbeiten rasend, ihre Fäuste trommeln. Sie haben nichts in der Hand, kein Stuhlbein, kein Bierglas, kein Messer, keine Flasche. Mit ihren nackten Fäusten räumen sie auf.

Und sie räumen wahrhaftig nicht unter Stoffpuppen auf. Das Blut rinnt über ihre Gesichter. Viele von ihnen stürzen wie gefällt unter Flaschen und Biergläsern zusammen. Ganze Stühle werden auf ihren Köpfen zerbrochen. Auf dem Boden wälzen sie sich da und dort, aber jeder, der sich da wälzt und noch nicht die Besinnung verloren hat, wälzt sich mit einem Rotfrontmann und läßt ihn nicht los.

Die SA arbeitet wie ein ausereleener, genau eingearbeiteter, prachtvoller Sturmtrupp.

Schulz und Schindler haben sich längst auf die Tribüne geschwungen und von hier aus legen sie Bierglas um Bierglas hinunter. Dann erwischt der SA-Mann Schulz zu seinem Entzücken einige Duzend Flaschen und jetzt steht da wieder nicht der SA-Mann Schulz, sondern der Unteroffizier Schulz aus der dritten Kompanie, der Spezialist für Handgranatenerwerb. Flasche um Flasche saust aus seinen wohlgeübten Händen. Und so sehr hat ihn das geheimnisvolle Entzücken der Schlacht gepackt und hingerissen, daß Karl neben ihm zu seiner Verblüffung hört, daß Schulz vor jedem Wurf unerschütterliche Zahlen vor sich hinschreit:

„Einundzwanzig“  
„zweiundzwanzig“  
„dreiundzwanzig“  
und dann legt die Flasche in flacher Kurve durch den Saal, Karl, der ein Kind war, als Krieg war, weiß nicht, daß es die Schußformel ist, wenn man scharfe Handgranaten wirft. Nur „dreiundzwanzig“ muß sie aus den Händen sein, soll sie nicht dem Werfer in die eigene Fresse springen —

Blutlachen, Menschenbündel, zerschmetterte Tische.

Die ersten Kommunisten jagen aus dem Saale.

Die ersten Verwundeten schleppen sich hinaus.

Draußen vor den Pharus-Sälen dampft eine riesige Menschenmenge und ättert vor Erregung. Sie hört das Toben und Brüllen, sie hört das Splittern und Krachen, sie sieht blutende Kommunisten herauskommen.

(Fortsetzung folgt)

